

(Nachdruck verboten.)

39]

## Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.

Hinter einer Straßenecke, in einer schmalen Gasse, hatte sich ein Haufe von etwa hundert Leuten versammelt, und mitten unter ihnen ertönte Wjessomtschikows Stimme.

„Sie quetschen uns das Blut aus, wie Saft aus Moosbeeren!“ fielen plumpe Worte auf die Köpfe der Menschen. „Stimmt!“ antworteten ein paar dumpfe Stimmen inf Chor.

„Der Bursche gibt sich Mühe!“ sagte der Kleinrusse. „Na, ich will hingehen, ihm helfen!“

Er beugte sich vor, und ehe Pawel ihn zurückhalten konnte, wand er wie ein Korzenzieher seine langen geschmeidigen Körper in die Menge. Dann ertönte seine singende Stimme:

„Genossen, auf Erden sollen verschiedene Völker leben — Juden und Deutsche, Engländer und Tataren. Das — glaube ich nicht! Die Menschen kleiden sich verschieden und sprechen verschieden, aber seht einmal zu, wie die reichen Franzosen, Deutsche, Engländer mit Arbeitern verkehren, so nehmt Ihr wahr, daß sie alle für die Arbeiter — Waschbozufs sind. Ich wünsche ihnen eine Gräte in den Hals!“

In der Menge ertönte ein Lachen.

„Sehen wir die Sache vom anderen Ende an, so nehmen wir wahr, daß auch der französische und türkische Arbeiter eben solches Hundeleben führt, wie wir russischen Arbeiter!“

Von der Straße kamen mehr Leute, und einer nach dem anderen drängte sich schweigend, den Hals ausstreckend, auf den Zehenspitzen in die Gasse.

Andrej sprach lauter.

„Die ausländischen Arbeiter haben diese Wahrheit schon verstanden, und heute, am hellen ersten Mai . . .“

„Polizei!“ rief jemand.

Von der Straße her kamen, Knuten schwingend, vier berittene Polizisten direkt auf die Menschen in der Gasse losgeritten und schrien:

„Auseinandergehen!“

„Was sind das hier für Reden?“

„Wer spricht da?“

Die Leute machten finstere Gesichter und gaben den Pferden nicht gerade bereitwilligst Raum. Einige kletterten auf die Zäune. Spöttische Worte erklangen:

„Nun hör einer, wie die berittenen Schweine grunzen: „Was sind wir für Gelder!“ rief eine helle aufreizende Stimme.

Der Kleinrusse blieb mitten in der Gasse allein. Auf ihn schritten zwei mit den Köpfen nickende Pferde zu. Er wich zur Seite und im selben Augenblick ergriff die Mutter ihn bei der Hand und zog ihn brummend hinter sich her.

„Hast versprochen bei Pawel zu bleiben, und nun gehst Du allein los!“

„Entschuldige,“ sagte der Kleinrusse zu Pawel. „Uff, was gibt es für eine Menge Polizisten in der Welt!“

„Schon gut!“ brummte die Mutter.

Mengstliche, niederdrückende Müdigkeit ergriff sie. Diese stieg in ihrem Innern auf, kreiste im Kopf und im Herzen, wechselten Freude und Kummer mit einander. Sie hatte den Wunsch, die Dampfspeise möchte bald Mittag pfeifen.

Man gelangte auf einen Platz, in dessen Mitte die Kirche stand. Ringsum auf dem Kirchhof stand und saß eine dichte Menge, hier waren wohl fünfhundert vergnügte junge Leute, bekümmerte, besorgte Frauen und kleine Kinder. Die Menge schwanke hin und her, die Leute erhoben die Köpfe unruhig und blickten nach allen Seiten. Man fühlte eine gehobene Stimmung; einige blickten fassungslos drein, andere trugen besondere Kühnheit zur Schau. Gedrückte Frauenstimmen erklangen leise, ärgerlich wandten die Männer sich von ihnen ab, bisweilen ertönten halblaute Schimpfworte. Entschlossenheit und Zuversicht lagen mit Ratlosigkeit und Furchtsamkeit in Streit. Dumpfer Lärm umfing die Menge.

„Mitja!“ zitterte eine feine Frauenstimme. „Wahr Dich!“

„Laß mich!“ war die Antwort.

Der gezeigte Stifow sprach ruhig und überzeugend:

„Nein, wir dürfen die jungen Leute nicht im Stich lassen! Sie sind verständiger als wir, leben mutiger! Wer hat uns vor dem Sumpfgroschen gerettet? Sie! Das dürfen wir nicht vergessen. Man hat sie dafür ins Gefängnis geschleppt . . . Aber alle haben dadurch gewonnen! . . .“

Jetzt brüllte die Dampfspeise und verschlang mit ihrem schwarzen Klang die Unterhaltung der Menschen. Die Menge zitterte, die Sitzenden standen auf, einen Augenblick war alles still, wartete gespannt, und viele Gesichter wurden blaß.

„Genossen!“ ertönte Pawels Stimme klangvoll und fest. Trockener, heißer Nebel verbrannte die Augen der Mutter und mit einer einzigen Bewegung ihres plötzlich erstarrten Körpers stand sie hinter dem Sohn. Alle wandten sich Pawel zu und umringten ihn, wie Eisenfeilspäne einen Magneten.

„Brüder! Jetzt ist die Stunde gekommen, wo wir uns von diesem Leben voll Gier, Bosheit und Finsternis, von diesem Leben der Gewalt, einem Leben, in dem für uns kein Platz ist, in dem wir keine Menschen sind, losreißen!“

Er verstummte, und alle schwiegen und drängten sich dichter und fester um ihn zusammen. Die Mutter blickte in sein Gesicht und sah nur die Augen, stolz und kühn, brennend . . .

„Genossen! Wir haben beschlossen, heute offen zu erklären, wer wir sind, wir hissen heute unser Banner, das Banner der Vernunft, der Wahrheit, der Freiheit. Jetzt — lasse ich es wehen!“

Eine lange weiße Stange blühte in der Luft, senkte sich, zerteilte die Menge, verschwand in ihr, und nach einer Minute flatterte die breite Leinwand der Arbeiterfahne wie ein roter Vogel über den in die Höhe gerichteten Gesichtern . . .

Pawel erhob die Hand — die Fahnenstange schwankte. Da griffen ein Duzend Hände nach dem weißen, glatten Holz, und zwischen ihnen war die Hand seiner Mutter.

„Es lebe das Arbeitervolk!“ rief er.

Hundert Stimmen antworteten ihm mit dumpfem Geschrei.

„Es lebe die sozialdemokratische Arbeiterpartei, unsere Partei, Genossen, unser geistiges Vaterland!“

Die Menge wogte auf; wer die Bedeutung der Fahne verstand, drang zu ihr hin; neben Pawel standen Masin, Samoilow, die beiden Gussjews, Nikolai, der die Menschen mit gesenktem Kopfe auseinanderstieß und noch mehrere der Mutter unbekannt junge Leute mit brennenden Augen . . .

„Die Arbeiter aller Länder sollen leben!“ rief Pawel, und es antwortete ihm ein an Kraft und Freude stets zunehmendes tausendstimmiges Echo, dessen Klang die Seele erschütterte.

Die Mutter ergriff Nikolais und noch eine Hand, sie schluchzte unter Tränen, weinte aber nicht, ihre Füße zitterten, und mit bedenden Lippen sprach sie:

„Brüder . . . das ist wahr . . .“

Ueber das podennarbige Gesicht Nikolais schwamm ein breites Lächeln, er sah die Fahne an, schüttelte die Hand gegen sie und brüllte etwas, dann ergriff er plötzlich die Mutter am Hals, küßte sie und lachte.

„Genossen!“ sang der Kleinrusse, mit seiner weichen Stimme den Lärm der Menge übertönend. Im Namen des neuen Gottes, der Licht und Wahrheit, Vernunft und Güte bedeutet, veranstalten wir jetzt eine Prozession. Genossen, wir gehen einen langen, schweren Weg. Weit in der Ferne liegt unser Ziel, die Tornentronen sind aber in der Nähe! Wer an die Kraft der Wahrheit nicht glaubt, wer nicht den Mut hat, bis zum Tode für sie einzutreten, wer nicht an sie glaubt und Leiden fürchtet — der entferne sich von uns. Wir rufen die zu uns, die an unseren Sieg glauben; diejenigen aber, die unser Ziel nicht sehen, mögen nicht mit uns gehen, denn ihrer wartete nur Kummer. Aufmarschiert, Genossen, es lebe der Festtag freier Männer!“

Die Menge schloß sich dichter zusammen. Pawel schwenkte die Fahne, sie breitete sich flach in der Luft aus und schwamm von der Sonne beschienen rot und breit lächelnd vorwärts . . .

„Wir sagen uns los von der alten Welt . . .“ ertönte die helle Stimme Fedja Masins, und Duzende von Stimmen nahmen den Gesang in einer weichen starken Woge auf:

„Wir schütteln den Staub von den Füßen . . .“

Die Mutter schritt mit inbrünstigem Lächeln auf den Lippen hinter Masin und blickte über seinen Kopf auf ihren Sohn und die Fahne. Ringsum erschienen freudige Gesichter, helle Augen. Allen voraus gingen ihr Sohn und Andrej. Sie hörte ihre Stimmen — die weiche feuchte Stimme Andrejs verschmolz mit dem tiefen Raß ihres Sohnes.

„Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk,  
In den Kampf, ihr hungernden Brüder . . .“

Das Volk lief der roten Fahne entgegen, rief etwas, vereinigte sich mit der Menge, wandte sich mit ihr um, und sein Geschrei erstarrte in den Klängen des Liedes — desselben Liedes, das zu Hause leiser als die übrigen gesungen wurde. Auf der Straße slog es gleichmäßig, mit schrecklicher Kraft dahin. Eisener Mannhaftigkeit klang aus ihm und rief die Menschen auf den weiten Weg in die Zukunft, sprach ehrlich von der Beschwerlichkeit dieses Weges. In seiner großen ruhigen Flamme schmolzen die schwarzen Schladen der Vergangenheit, in einen Knäuel zusammengeballt die alltäglichen Gefühle und verbrannte zu Asche die verfluchte Angst vor dem Neuen . . .

„Wir ziehen zu unseren Leidenden Brüdern . . .“

floß das Lied dahin.

Ein unbekanntes, erschrecktes und frohes Gesicht bewegte sich neben der Mutter, und eine zitternde Stimme rief schrill: „Mitja! Wo willst Du hin?“

Die Mutter begann sofort:

„Raß ihn gehen . . . Mach Dir keine Sorge. Ich war auch sehr bange . . . Meiner geht allen voran. Der die Fahne trägt — das ist mein Sohn!“

„Räuberbande! Wo wollt Ihr hin? Da stehen Soldaten!“

Und plötzlich ergriff eine knöchige Hand die der Mutter, und ein großes hageres Weib rief:

„Ach, liebe Mutter . . . Wie sie da singen . . . und Mitja singt auch mit . . .“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Mund und seine Bewohner.

Die gesamte Natur, besonders aber die großen Sammelstätten der Menschen, die vollreichen Städte, sind in Luft und Boden von Milliarden mikroskopischer Lebewesen, den Mikrokokken und Bakterien, bevölkert. Man kann sich von der Menge dieser Gebilde einen Begriff machen, wenn man in ein dunkles Zimmer einen Sonnenstrahl einfallen läßt. In dem Lichtstrahl erglänzen alsdann viele Tausende auf- und abfliegender Rünktchen, die sogenannten Sonnenstäubchen. Diese bestehen nicht allein aus Staubteilchen, wie deren Name besagt, sondern auch aus zahlreichen schwebenden Pilzkeimen, welche größtenteils einer Gattung angehören, welche im Gegensatz zu denjenigen Arten, welche epidemische Krankheiten hervorzurufen, dem menschlichen Organismus keinen direkten Schaden zufügen. Ebenso wie in der Luft, finden sich solche Keime auch im Wasser, im Boden und durchforstwährendes Niederschlagen des mikroskopischen Staubes, welchem sie beigemengt sind, an allen Gegenständen, die wir berühren, mithin auch an den Nahrungsmitteln, die wir genießen.

Gelangt Luft und Speise in den Mund, so werden gleichzeitig Millionen von, wenn auch unschädlichen, Pilzkeimen dem Organismus zugeführt. Im Munde finden sowohl einzelne Teile der Speisen, wie auch die mit ihnen dahin gelangenden Lebewesen zwischen den Zähnen und auf der rauhen Oberfläche der Zunge eine Haltestätte. Kleine, daselbst einige Zeit verweilende Speisereste gehen allmählich durch Vermittelung der im Mund befindlichen Bakterien in Fäulnis über. Es wird dadurch ein Nährboden für die Entwidlung und Fortpflanzung einer Unmasse niederer, nur mit den stärksten Mikroskopen sichtbarer Tierchen und Pflänzchen gebildet. Bringt man etwa den zehnten Teil der Größe eines Stednadelknopfes von dem an dem Grunde der Zähne bei vielen Menschen sich findenden gelben Zahnleime auf ein Objektglas, zerdrückt die Masse zu einer möglichst dünnen Schicht und legt, geschützt durch ein sogenanntes Deckgläschen, das auf diese Weise gewonnene Präparat unter das Mikroskop, so macht das Bild den Eindruck eines mit allen möglichen Pflanzenwucherungen bedeckten und durch Tiere belebten kreisrunden Teiches.

Zwischen gegliederten Salmen wimmelt es von Tausenden kleiner Würmchen, welche hin- und herstürmen, sich gegenseitig zu verfolgen oder miteinander Spiel zu treiben scheinen, sich zeitweise vernähren, zeitweise vernähren und dem Auge stundenlang das Bild eines wunderbar wilden Naturlebens im kleinen darbieten. Die vielen glasig-durchsichtigen, im Wachstum sich spaltenden Salme stellen Raben mikroskopischer Pilzwucherungen dar, welche im

Munde überall angetroffen werden, wo sie Ruhe zur weiteren Entwidlung finden. Infusorienartige Keime, welche in dem Schmelze des Mikroskops sich tummeln, bilden teils die mit den Pilzwucherungen in einem ursächlichen Zusammenhange stehenden Spirillen, Bakterien und Mikrokokken, teils sind es wirklich kleine Tierchen (Infusorien), welche ihr fruchtbares Zeugungsgeschäft unter dem Schutze der Pilztrajen ausüben.

Wenn wir nun bedenken, daß in der Mundhöhle alle zur Vergung dieser Infusorienwelt sich eignenden Ecken und Winkel besetzt sind, so können wir uns einen Begriff der Milliarden von Mundbewohnern machen, die jeder Mensch mit sich herumträgt. Daß reinliche Menschen, welche täglich den Mund säubern, bedeutend weniger derartige Gebilde mit sich herumtragen, als unsaubere Individuen, deren Hauch schon die saule Lebewelt verrät, von der ihr Mund jahraus, jahrein bevölkert wird, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Antiseptische, das heißt Fäulnisorganismen vernichtende Medikamente sind demgemäß auch die geeignetsten Zahnreinigungsmittel. Ein gutes Mundwasser zum Ausspülen gibt bedeutend verdünnte Salzsäure, und als bestes und einfachstes Zahnpulver haben wir fein pulverisierte Lindenkohle gefunden; zum Mundauspülen und Gurgeln allein hat sich das salzsaure Mundwasser trefflich bewährt, während Zahnpulver, welche Salzsäure enthalten, nicht zu empfehlen sind; deren Gehalt an Salzsäure verdirbt allmählich den Schmelz der Zähne, die kohlenpulverhaltigen Zahnreinigungsmittel dagegen reinigen nicht nur in mechanischer Weise den Mund, sondern sie entfalten dabei auch eine antiseptische oder fäulniswidrige Wirkung.

Das organische Leben in der Natur zählt nach vielen Jahrtausenden. Neue Reihen lebender Geschöpfe haben die Tiergattungen untergegangener Welten ersetzt. In den Gebirgsschichten, welche vornehmlich aus Kalkstein und Kreide bestehen, finden sich bekanntlich die merkwürdigsten Versteinerungen größerer Gebilde; nicht minder bekannt ist die Tatsache, daß manche jener Mineralien Millionen von Infusorienformen einer versteinerten mikroskopischen vorinsinulischen Lebewelt erkennen lassen.

Durch allmähliche Niederschläge wurden die in den Gewässern lebenden Infusorien mitgerissen und beispielsweise zu jener weißen Masse zusammengeklüftet, welche wir Kreide nennen. Ganz der gleiche Prozeß spielt sich täglich im Munde des Menschen ab. Der gelbe Zahnstein, ein Stoff, der fälschlicherweise „Weinstein“ genannt wird, besteht einzig und allein aus den versteinerten Niederschlägen der den Mund bevölkern Infusorien und Pilzbildungen. Ein mineralischer Kitt wird nach und nach aus dem Speichel abgefordert, welcher sich unter Mitführung der den Mund belebenden Infusorienwelt an den Winkeln und Ecken der Zähne niederschlägt. Zerdrückt man eine Spur Zahnstein unter dem Mikroskope, so findet man in ihm alle jene Formenelemente, die wir als Bewohner des Mundes kennen gelernt haben. Nach den Untersuchungen eines auf diesem Gebiete verdienstvollen Zahnarztes besteht der Zahnstein aus 60 Proz. Infusorialresten, 10 Proz. mikroskopischen Pflanzengebilden und 15 Proz. der Körperchen, die wir als Bakterien und Mikrokokken bezeichnet haben, außerdem aus 10 Proz. Speiseresten und Zellen der Mundschleimhaut, sowie aus 5 Proz. der in dem Speichel löslichen Salze, welche den erwähnten Kitt für die versteinerten Gebilde abgeben. Besonders an den Sammelplätzen der Infusorien verbinden sich deren kalkhaltige Ueberreste mit der Mundfeuchtigkeit und den Speichelausscheidungen zur Bildung des Zahnsteines. Man hat berechnet, daß zur Erzeugung eines Stückchens Zahnstein von der Größe eines Kubikmillimeters (Stednadelkopfgröße) 10 bis 11 Millionen Zahntiere und Zahnpflänzchen nötig sind. Das Ausfallen der Zähne wird vielfach durch diesen Zahnstein veranlaßt, welcher das Zahnfleisch allmählich bis auf die Zahnwurzel auslodert und herabdrückt. Rechtzeitiges mechanisches Entfernen dieser Niederschläge ist daher für die Erhaltung der Zähne ein dringendes Bedürfnis.

Alle erwähnten kleinen Geschöpfe sind, solange noch an den Organen des Mundes, vornehmlich an den Zähnen, kein Defekt entstanden ist, abgesehen von ihrer Unappetitlichkeit, dem menschlichen Organismus in den meisten Fällen unschädlich. Ist aber an dem Schmelz eines Zahnes durch irgendeinen Zufall, etwa durch ein in den Mund gelangtes Sandkorn, ein Riß oder ein Sprüngen entstanden, so beginnen sofort die Mundpilze ihr Zerstörungswerk. Sie setzen sich in den feinen Spalt des Zahnschmelzes in Form punktförmiger Kügelchen fest und wuchern fadenförmig sowohl nach oben gegen die Mundhöhle, wie auch nach unten in das Innere des Zahnes hinein. — In einem bestimmten Momente, oft ganz plötzlich, tritt dann jener wahnsinnige Schmerz auf, welcher den Leidenden zum Zahnarzt führt. Es ist dies der Augenblick, wo die Zahnaries (Fäulnis) und die Pilzkeime, die im Innern des Zahnes sich verbreitenden Nervenästchen erreicht haben. Nach Reinigung der kranken Höhle findet sich gewöhnlich, daß die Zerstörung des Zahnbeines bis zu den Zahnerven und zu der Zahnpulpa vorgedrungen ist. —

Die meisten Menschen sind in der Behandlung ihrer Zähne höchst leichtsinnig. Würde jeder, sobald sich an irgend einem Zahne durch Vermittelung des feinsten Taftinstrumentes, das wir besitzen: die Zunge, eine kleine Rauheit oder Vertiefung bemerkbar macht, sofort zur Reinigung und Ausfüllung, der sogenannten Plombierung sich entschließen, bevor Fäulnis und Pilzwucherung weiter in die Tiefe vorgedrungen sind, so würden viele Schmerzen erspart und mancher sonst noch vortreffliche Zahn erhalten bleiben können.

Einer der gefährlichsten Bewohner des menschlichen Mundes ist der Diphtheritispilz, ein Giftkeim, welcher leider nur allzu oft den kindlichen Organismus befallt und zerstört. Der Pilz selbst ist bis jetzt noch nicht in seinen verschiedenen Entwickelungsformen erforscht, aber seine Abstammlinge finden sich in Form von Milliarden punktförmiger Mikrokokken in der Schleimhaut der Rachenhöhle, auf den Mandeln und bei weiterer Verbreitung auf dem Kehlkopf und der Innenseite der Luftröhre auf- und eingelagert. Die Pilzkeime durchdrücken hier nicht nur die Membranen, sondern auch die oberflächlichen Schichten der Schleimhaut, gelangen auf dem Wege der Blutbahnen in den Organismus und rufen dann jene gefährdeten Erscheinungen der Diphtherie hervor, welche nicht mehr als eine lokale Erkrankung, sondern als die gefährlichste aller allgemeinen Infektionskrankheiten zu betrachten ist.

Aus all' dem geht hervor, daß einzig und allein eine aufmerksame Pflege der Mund- und Rachenhöhle vor den lästigen Parasiten und den durch diese herbeigeführten, zum Teil sehr gefährlichen Krankheiten schützen kann. Ebenso wie man im öffentlichen Leben es jetzt als eine Hauptaufgabe der Gesundheitswirtschaft betrachtet, durch Reinhaltung der Städte, der Luft und des Bodens epidemische Krankheiten von der Gesamtheit fernzuhalten, ganz in gleicher Weise und nach gleichen Grundsätzen hat der einzelne gegenüber seinem eigenen Ich zu verfahren. Vorkehrungen der Reinlichkeit sehen uns oft allein in den Stand uns und die Unseren vor schwerem Leid zu bewahren.

H. S.

## Kleines feuilleton.

**Modell.** Durch die hohen, schrägen Atelierfenster blaute der Himmel herein. Seit dem Morgen schon wölbte er sich so, wolkenlos und rein, nur hier und da von schmalen, weißen Dunststreifen durchzogen, über die Vorortshäuser mit den schattigen Gärten und hatte etwas Sorgloses, Fröhliches in seiner sonnigen Pracht. Etwas, das gleichsam die Kräfte der Menschen anspornte und hob, sie Pläne bauen und Gedanken spinnen und sich regen ließ — in Arbeitsfreude und Schaffenslust.

Der Maler stand vor der Staffelei und blinzelte mit zusammengedrängten Augen, den Pinsel in der erhobenen Rechten, zu dem Modell hinüber.

Das war ein Mann in mittleren Jahren, mit zergrabenem Gesicht und glanzlosen Augen, zu dessen ganzer Erscheinung das düstere, faltige Gewand, in dem er da stand, vorzüglich paßte. Ueber seinem Gesicht, seiner Gestalt, ja in jedem seiner Züge lag etwas Müdes, Gebrochenes, als wolle er sich im nächsten Augenblick matt auf einen Stuhl sinken lassen, und man wunderte sich eigentlich, wenn man nach einiger Zeit gewahrte, daß er noch immer, regungslos und stumm, am selben Fleck stand.

Der Maler schmunzelte zufrieden, — das war, was er brauchte, den Ausdruck hatte er gesucht.

„Stehen Sie schon lange Modell?“ fragte er zwischen der Arbeit durch

„Ja.“

„Um, daß ich Sie nie gesehen habe. Auf dem Modellmarkt, meine ich . . .“

Dann war wiederum Schweigen. Man hörte deutlich, wie der Pinsel tastend über die Leinwand fuhr.

„Was sind Sie denn sonst?“

„Sonst“ — der Gefragte stockte — „sonst bin ich — Maler.“

„Maler —?“

„Ja.“

„So, so . . .“

Der an der Staffelei neigte den Kopf und über seine Züge huschte es wie Verstehen. Wahrscheinlich auch einer von den Tausenden, die nie ans Ziel gelangen und dennoch den Glauben an ihr Talent nicht aufgeben können. Und so stündlich mit der großen Lebenslüge ringen und von Tag zu Tag hoffen und harren und darüber — sich selbst und anderen zur Last — das bißchen Leben zubringen. Am Hungertuch . . .

„Komisch“, sagte er nach einer Weile, „wenn Sie Maler sind, warum stehen Sie denn eigentlich Modell? Ich meine, die paar Mark, die Sie dabei verdienen —?“

Er sah flüchtig zu dem anderen hinüber, als erwarte er eine Antwort. Der schwieg.

„Denn damit kommen Sie doch nicht weit. Und wenn unser-eins wirklich aus dem oder jenem Grunde die Kunst an den Nagel hängt und einen anderen Beruf ergreift: was Vernünftiges wird doch nicht drauß. Die alten Gedanken bleiben, — der Kontrast ist zu groß.“

Er trat einige Schritte von der Staffelei zurück und nickte befriedigt. „Haben Sie denn die Akademie besucht?“

Der Gefragte nickte.

„Paris und München.“

„Ja, aber Menschenkind“, — der Maler blieb erstaunt vor ihm stehen — „wie leben Sie denn eigentlich? Warum arbeiten Sie nicht? Warum schaffen Sie nichts?“

Der andere duckte sich unter den Worten, als drückten sie seinen Nacken, und öffnete zur Hälfte den Mund, wie zur Antwort. Aber er schwieg.

„N? Warum machen Sie — anstatt da wie'n äghptischen Oelgöbe zu stehen — nicht lieber Studien und gehen an irgend was heran? An eine wirklich große und ernste Arbeit? Auf was in aller Welt warten Sie nur? Was fehlt Ihnen noch?“

„Die Mittel“, sagte der andere und seine Stimme klang dumpf und hohl.

Da schwiegen beide. Und ihr Schweigen war drückend und ausweglos, als sei urplötzlich das Leben vor ihnen versunken und der Sinn des Lebens, und was geliebt, nichts, als der Schein.

Durch die Fenster lachte der Himmel und es war etwas Sorg-loses, Fröhliches in seinem tiefen Blau. Etwas, das die Brust schwellte und die Kräfte anspornte und sich tummeln und reger ließ.

Neuen und schaffen . . .

Berner Peter Larjen.

## Musik.

Vorkommnisse der jüngsten Tage drängen den Musikfreund, sich über einige Punkte seines Gebietes auszusprechen, die sowohl rein fachmäßig wie auch sozial von Bedeutung sind. Da ist vor allem der Zusammenbruch des „Vorking-Theaters“. Um so trauriger hat uns diese Nachricht berührt, als wir jenes Theaterunternehmen wegen seiner Bemühungen nach vollständigem Opernstil nicht nur von vornherein lebhaft begrüßt, sondern auch weiterhin trotz unberohlener Kritik im einzelnen doch mit warmer Sympathie begleitet haben. Der wievielte Zusammenbruch einer Opernbühne Berlins dies in den letzten Jahren ist, lohnt sich nicht nachzuzählen. Wohl aber lohnt es sich und ist notwendig, auf die kaum überwindlichen Schwierigkeiten einer privaten Opernbühne überhaupt hinzuweisen. Oper ist immer ein kostspielig Ding, zumal wenn man ihr in der Ausstattung nicht weniger als in den intimen Kunstleistungen gerecht werden will. Die großen Hofbühnen können nur mit außerordentlich hohen Zuschüssen bestehen. Die Volkstümlichkeit ist für sich allein zu viel Idealismus, um genug festen Boden zu gewähren. Es bleibt auf absehbare Zeit doch nichts anderes übrig, als daß endlich die Stadtverwaltungen selbst helfend, aber zugleich mit der berechtigten Hoffnung auf eigene Förderung, eingreifen. In unserem Berliner Falle können die vier Städte Berlin, Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg, samt etwa noch einem oder dem anderen Vorort, doch unsicher ein Abkommen treffen, das ihnen auf einem oder abwechselnd mehreren allseitig gut erreichbaren Plätzen die Errichtung eines gemeinsamen städtischen Opernunternehmens sichert. Das Schauspiel mag immerhin miteinbezogen werden, und zwar ohne Besorgnis einer Schädigung des Charlottenburger Schiller-Theaters, neben welchem noch immer auch mehr zu tun bleibt, als wir diesmal meinen.

Ein anderer Fall der jüngsten Tage scheint damit wenig gemeinsamen zu haben und gehört doch ebenfalls auf das Grenzgebiet musikalischer und sozialer Interessen. Wir meinen die Verurteilung des Musikdirektors Albert Robert Steindels wegen Mißhandlung seiner „Wunderkinder“. Es handelt sich hier nicht bloß um allgemein menschliche oder unmenschliche Kriechen. Der Verurteilte ging ersichtlich auch von direkten Irrtümern über die Praxis des künstlerischen Arbeitens aus. Zwar wird eine frühzeitige und anhaltende Beschäftigung eines wirklich begabten Kindes nicht nur kein Unrecht sein, sondern einen Grund für das spezifisch künstlerische Können legen, wie es sonst kaum wieder zu gewinnen ist. Auch der kleine Beethoven mußte schon früh morgens weinend am Klavier üben. Wesentlich anders aber ist das Hinausprügeln zur Kunst, wie es hier betrieben wurde. Sachlich war der Effekt gewiß bedeutend: wir haben seinerzeit auf das Steindel-Quartett, bei welchem die drei Knaben auswendig spielten, mit größerem Interesse hingewiesen, als auf viele typische Solospieler jugendlichen Alters. Allein das Hinausprügeln ohne ein naturgemäßes Entgegenkommen der Kinderseele ist ein direkter Verstoß gegen Kunstszubereitung. Sodann hatte Steindel ersichtlich eine Unabhängigkeit der künstlerischen von der sonstigen Ausbildung angestrebt und zur Erhöhung des Arbeitseffektes die Kinder fort und fort üben lassen. Nein: nicht fortgesetzt und ausschließlich Musik üben, sondern höchstens vier Stunden täglich üben und außerdem das künstlerische und menschliche Verständnis vertiefen — das ist in einem solchen und in jedem ähnlichen Falle Forderung der Sache selbst!

sz.

## Vollskunde.

Indische „Drachenkämpfe“. Die bunten Papierdrachen, die nun wieder überall, wo haus- und haumsfreie Strecken sich dehnen, in die Lüfte emporwirbeln, sind im fernem Indien mehr als ein Kinderspielzeug, bedeuten einen Sport, dem auch die Erwachsenen mit Leidenschaft sich hingeben, der durch sorgliche Schulung zu einer Kunst erhoben wurde. Die Kinder beschränken sich nicht darauf, die leichten zerbrechlichen Gebilde, nur mit einem dünnen Faden an die Erde gefesselt, gegen die Wolken aufsteigen zu lassen, sie veranlassen Kämpfe zwischen den einzelnen Drachen, hoch oben in den Lüften werden die leichten Flieger gegeneinander getrieben, und dem Künstler, dem es gelingt, durch die Geschicklichkeit seiner Hand das haltende Seil des feindlichen Drachens zu zer schneiden, wird ein Triumph bereitet, der an Leidenschaftlichkeit seinesgleichen sucht. Hohe Wetten werden abgeschlossen, ganze Vermögen aufs Spiel gesetzt, gewonnen oder verloren. Tausende eilen herbei, um das anmutige Schauspiel mit zu erleben und dem Besizer des siegenden Drachens zuzujubeln. Und von der Leiden-

Schafflichkeit, mit der die Jnder diesem Sporte sich ergeben, zeugt der Tod von fünf Hindufaufleuten aus Umritsur in Punjab, die kürzlich ihrem Leben ein Ende machten, weil sie im Drachensfliegen ihr gesamtes Vermögen verloren hatten. Die Drachenkämpfe beruhen darauf, daß man dem Feinde hoch droben in den Lüften mit dem eigenen Flieger die Schnur durchschneidet, und diesem Zwecke sind auch die Geräte aufs sorgsamste angepaßt. Aus dem feinsten, dauerhaftesten Nähgarn wird die dünne Schnur hergestellt, mit einer Lösung gemahlener Gummis bestrichen und über und über mit feinen Glassplittern bedeckt. Wenn oben in den Lüften diese Fäden aneinander kommen, so schneiden sie gleich einem Messer, und der Drachen, dessen Schnur sich dabei als die schwächere erweist, fällt besiegt der Vernichtung anheim. Rascher Flug, Leichtigkeit und größte Beweglichkeit sind die Hauptfordernisse, die diese Kämpfer der Lüfte zum Siege befähigen. Zwei dünne schwache Bambusstäbchen, glatt geschabt und schlanker als ein Federstiel, bilden das Gerüst; ohne festigendes Band werden sie zusammengefügt, und nur mit kleinen gummierten Papierstückchen ist das zarte, meist goldfarbene Papiersegel an ihm befestigt. Sein Schwanz gibt diesen federleichten Steigern einen Halt im Winde, nur am unteren Ende versteht ein kleines, kaum drei Zoll langes dreieckiges Papierstück die Funktion eines Ruders. Für acht Pfennige kann man so ein kunstreiches Ding erstehen, aber die begeisterten Sportsleute zahlen gerne mehr, ja oft vier, fünf, sechs, zehn Mark, wenn ein berühmter Drachenanfertiger ihnen versichert, daß das Werk seiner Hand allen Feinden überlegen ist. Mit einer Subtilität, die staunen macht, wissen diese Handwerker ihre kleinen Drachen auszubalanzieren, und doch hat der Kenner bisweilen noch etwas auszuweisen, schabt mit seinem Federmesser hier oder dort von dem Bambusstäbchen noch ein Milligramm herunter, klebt oben oder unten ein Stückchen Papier in Größe einer Briefmarke an, um mit diesen kleinen Handgriffen die Gewichtsverteilung bis ins Kleinste zu regulieren. Ist alles klar, sind die Besitzer von der Stumpfsichtigkeit ihres neuen Fliegers überzeugt, ist die zarte Schnur sorglich Meter um Meter nachgeprüft, so geht die Herausforderung an den Gegner. Fünfzig bis hundert Meter voneinander entfernt, nehmen die Gegner Aufstellung; in bewundernswürdiger kurzer Frist haben sie ihre Kämpferdrachen in ansehnliche Höhen hinaufgetrieben, und dann beginnt ein reizvolles und spannendes Schauspiel. Angriff und Abwehr wechseln in fabelhafter Geschwindigkeit; jeder sucht mit seinem Drachen unter dem des Gegners durchzukreuzen und so dessen Schnur zu durchschneiden; der andere weicht aus, macht einen überraschenden Gegenangriff, wird wieder abgewehrt und wieder stehen hoch in den Wolken die zwinzigen Feinde lauernd sich gegenüber, ob nicht der eine oder andere sich eine Blöße gibt. Wie beim Fechten, so ist auch hier Ruhe, Geistesgegenwart und Geschicklichkeit das Entscheidende. Mit verblüffender Gewandtheit wissen die beiden Gegner ihre Drachen zu führen, ein kurzes Zucken des Armes, eine leichte Handbewegung genügen, um den Kämpfer habichtsgleich unter dem Feind hindurchzuziehen zu lassen, und ist der andere nicht auf seiner Hut, aufgeregt oder ungeschickt, so dauert der anmutige Zweikampf nur wenige Minuten, ja oft nur Sekunden. Stehen aber ebenbürtige Gegner sich gegenüber, so währt der Streit oft Stunden, und erst das Abflauen des Windes macht dem unentschiedenen Kampfe ein Ende. Die Manövrierfähigkeit dieser Drachen ist verblüffend, und die Kunstfertigkeit, mit der die Führer dabei einander überbieten, setzt den Laien immer wieder von neuem in Erstaunen. Drachen, die auf gleicher Höhe in einer Entfernung von fünfzig und mehr Metern nebeneinander liegen, können durch einen einzigen geschickten Handgriff aneinander gebracht werden, und oft unterliegt der überraschte Gegner einem solchen sekundenschnellen Angriff. Die bekannten Sportsleute haben auch ihre besonderen Tricks; man weiß es, daß der eine ein besserer Steiger, der andere ein flinker Herabstößer ist, und die Eingeweihten erkennen schon an den Bewegungen eines Drachens, wer ihn führt, ohne die Leiter selbst zu sehen. Die Bewunderung für die Sieger einzelner Drachen vermengt sich dann mit einem merkwürdigen Aberglauben; die Seele jedes Drachens wird analysiert, seine Vorzüge, seine Schwächen, sein Mut, seine Furchtsamkeit, seine Kühnheit, sein Pöbeln erwohnen, bewundert, gepriesen oder belächelt. Und selbst die Drachenföhner, die in der Geschicklichkeit ihrer Hände doch selbst den Schlüssel für das Rätsel halten, verfallen bei ihrem Handwerk dem Glauben an seltsame Mächte, zahlen oft lächerliche Preise für ihre Kämpferdrachen, bisweilen sechzig und achtzig Mark, wenn ein schlauer Händler sie mit einem hochtrabenden Namen blendet, den Drachen den „Ewigigreichen“ oder „Den höchsten Kaiser der Lüfte“ nennt und mit einem schlauen Augenzwinkern ihm verspricht, bei der Konstruktion des feindlichen Drachen einen kleinen Fehler diskret mit unterlaufen zu lassen.

**Technisches.**

Die Elektrotechnik in Japan steht im Begriff, einen sehr beträchtlichen Aufschwung zu nehmen. Ein Kennzeichen dafür ist die Tatsache, daß die Gesellschaft, in deren Besitz sich der Kupferbergbau von Kurikawa befindet, in Kikko, einem ziemlich genau in der Mitte der japanischen Hauptinsel etwa nördlich von Tokio gelegenen Ort, eine Fabrik zur Erzeugung von Kupferdrähten angelegt hat, die bisher im Lande nur in unzureichender Menge hergestellt wurden. Diese Werkstätten haben jetzt bereits eine

Leistungsfähigkeit von 3—400 000 Ain monatlich erreicht. Das Ain, oder das japanische Pfund, wiegt etwas mehr als unser altes Pfund, nämlich 605 statt 500 Gramm. Diese japanischen Kupferdrähte sind bereits für den Bau von Leitungskabeln in Tokio und Yokohama benutzt worden. Bisher sind die Kupferdrähte für die dem Staat gehörigen Telegraphen- und Telephonanlagen noch sämtlich aus dem Ausland bezogen worden, aber bei dem Kupferreichtum von Japan läßt es sich voraussehen, daß sich das Land auch in diesem Bedarfs bald selbständig gemacht haben wird. Auch sonst weiß die Zeitschrift „Clairage Electrique“ von zahlreichen Unternehmungen auf dem Gebiet der Elektrotechnik zu berichten. Die japanische Regierung hat 31 elektrische Kräne von einer Tragfähigkeit von 1—75 Tonnen für den Hafen in Yokohama bestellt. Es gibt gegenwärtig schon mehr als 100 Elektrizitätswerke mit Wasserkraft in Japan, und eine ganze Reihe neuer Pläne steht der Verwirklichung nahe. Unter diesen wären besonders zu nennen die Errichtung einer Station für 4400 Pferdekraft in Kioto, eine zweite am Tamagawa-Fluß zur Versorgung von Tokio, wobei der Strom mit einer Spannung von 40 000 Volt etwa 40 Kilometer weit übertragen wird; außerdem noch ein weiteres Kraftwerk für 32 000 Kilowatt zwischen Kioto und Osaka. Und schon denken die japanischen Elektrotechniker über den mit Wasserkraft reichlich ausgestatteten Bereich des Mutterlandes hinaus und beschäftigen sich mit der praktischen Vernutzung koreanischer Wasserfälle. Tokio soll auch bereits eine elektrische Untergrundbahn erhalten, für deren Bau sich eine Gesellschaft mit einem Kapital von 15 Millionen Yen gebildet hat. Diese Stadtbahn soll eine Länge von etwa 18 Kilometern erhalten.

**Humoristisches.**

— Humor des Auslandes. Kunde: „Sie haben mir Morphium statt Chinin gegeben!“ — Apotheker: „Ist es denkbar! In dem Falle schulden Sie mir noch einen Frank.“ (Petit Parisien.)

— Eine Zeitung hatte einen neuen Reporter angestellt, der zuerst zu einem großen Brande in einer Nachbarstadt geschickt wurde. Angekommen, fand er eine große Fabrik in Flammen. Er war in arger Verlegenheit und wußte nicht, was er tun sollte. Schließlich sandte er an sein Blatt ein Telegramm: „Bin angekommen. Gewaltige Feuersbrunst. Was soll ich tun?“ — Natürlich war er hingeschickt, um über das Feuer zu berichten, aber für die Abendausgabe war es jetzt zu spät, und so sandte denn der Redakteur, nachdem er etwas vor sich hingemurmelt hatte, das folgende Telegramm ab: „Finden Sie heraus, wo das Feuer am heißesten, und springen Sie da hinein.“ („The Argonaut“.)

**Notizen.**

— Die Bücherproduktion der Kulturvölker. 80 000 neue Werke werden alljährlich in folgenden elf Staaten mit zusammen 314 Millionen Einwohnern veröffentlicht: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Großbritannien, Italien, Schweiz, Belgien, Holland, Dänemark, Norwegen und Vereinigte Staaten. Das macht im Durchschnitt ein Buch auf 3920 Einwohner. Die Schweiz hält den Rekord der Fruchtbarkeit: auf 448 Schweizer kommt jährlich ein Buch! Es folgt Holland mit einem Bande auf 1800 Einwohner, und weiter schließen sich mit folgenden Zahlen an: Dänemark 1618, Deutschland 2085, Belgien 2700, Norwegen 3146, Frankreich 3180, Großbritannien 4642, Italien 5320, Vereinigte Staaten 10 171, Oesterreich-Ungarn 20 454. Das französische Blatt, das diese Zahlen zusammenstellt, hebt noch besonders hervor, daß Frankreich nur 12 264 neue Werke jährlich auf den Markt wirft gegen 27 606 neue deutsche.

— Die Verlegung des Observatoriums von Greenwich, der berühmten unter Karl II. im Jahre 1675 gegründeten Sternwarte, deren Zeitbestimmungen für die gesamte Seeschifffahrt gelten, ist nach dem „Globe“ unvermeidlich geworden, da die Genauigkeit der in Greenwich vorgenommenen magnetischen Beobachtungen von Jahr zu Jahr mehr zu wünschen übrig läßt. Die Schuld an diesen Ungenauigkeiten trifft hauptsächlich die verschiedenen Eisenbahnlagen der Umgebung. Ganz unbalbäre Zustände werden aber voraussichtlich eintreten, wenn der Bau der gewaltigen Londoner Elektrizitätswerke, der ganz in der Nähe des Observatoriums errichtet wird, vollendet und seiner Bestimmung übergeben sein wird. Dann wird nichts übrig bleiben, als alle Instrumente, die durch die Elektrizitätswerke beeinflusst werden können, zu verlegen, während die übrigen Einrichtungen an ihrem Platze verbleiben; die in dem neuen Observatorium gemachten Beobachtungen sollen alsdann durch Rechnung auf Greenwich übertragen werden.

— Prähistorische Forschungen im Alpengebiet. Der Prähistoriker Dr. Seierli referierte auf dem letzten Anthropologen-Kongreß über die neuerdings in der Schweiz wieder aufgenommenen Pfahlbautenforschung, sowie über die in der Nähe von St. Moritz (Engadin) zusammen mit Objekten aus der Bronzezeit aufgefundenen umfangreichen Holzstöhlen, die allem Anscheine nach als Leitung des Wassers jener berühmten Mineralquelle Verwendung gefunden haben und es wahrscheinlich machen, daß schon vor drei Jahrtausenden die leidende Menschheit dort Heilung gesucht hat.